



Wir kommentieren

die Seelsorgssituation in der Schweiz: Die bisherigen Apostolatsformen reichen nicht mehr aus – Bedenkliche Prognosen – Eine gesamtschweizerische Planung ist notwendig – Die schwierige Lage der Schweizer Bischöfe – Verbriefte Rechte der Pfarrgemeinden – Der kantonale Partikularismus gegen einen Finanz-Zentralismus – Ein vorläufiger Notbehelf.

den gemeinsamen Text des Vaterunser: Eine erste ökumenische Leistung – Einigung bei den sieben Bitten – Folgen einer falsch und eng verstandenen Ökumene – Halbe Schritte bei der Anrede und der Schlußformel – Nur eine durchgreifende Lösung kann zu einer richtigen deutschen Fassung führen

Glauben

«Vielleicht ist es aber wahr»: Die Schwierigkeit, die Sache der Theologie als Ernstfall

menschlichen Lebens erkennbar zu machen – Der Theologe wird in seinen «Clowngewändern» aus dem Mittelalter nicht ernstgenommen – Genügt es, sich in das Zivil einer säkularen Sprache zu stecken? – Es wäre eine naive Hoffnung – Es geht ums Ganze – Der Gläubige vom Absturz ins Nichts bedroht – Die geheime Ungewißheit des Ungläubigen – Der Glaubende wie der Ungläubige haben am Zweifel und am Glauben Anteil – Keiner kann dem Zweifel ganz, keiner dem Glauben ganz entinnen – Was heißt glauben?

Kommunismus

Die glückverheissende und mordende Oktoberrevolution: Im Lichte ideologischer Geschichtsschreibung – Lenin, der Fanatiker – Die großen Massen, notwendige Werkzeuge fanatischer Führer – Auf die Dauer erschöpft sich die Faszination – Freie Bahn für die Männer «mit

den sauberen Händen» – Die Revolution versteht weder ihre Toten zu bemitleiden, noch sie zu Grabe zu tragen – Wie kann man aus Stalins Nachfolgern Stalin hinaustragen? – Die Verleugnung Stalins bedeutet die Verleugnung der proletarischen Diktatur – Die Erfolge des sowjetischen Staates eine Frucht der Revolution? – Mit Gewalt erreicht man keine Liebe.

Kirche

Zur Krise der Autorität in der Kirche: Wurzeln der Krise – Folge einer «geistlichen Pubertät»? – Das Problem der fehlbaren Autorität – Wert der fehlbaren Urteile – Irrige Entscheidungen des authentischen Lehramtes scheinen nicht gar so selten vorgekommen zu sein – Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes – Sparsamer Gebrauch der lehramtlichen Autorität – Größere Freiheit will erkaufte sein durch größere Verantwortung des einzelnen.

KOMMENTARE

Gesamtschweizerische Seelsorgsplanung

Am 4. Dezember des vergangenen Jahres ist für das größte schweizerische Bistum, das rund eine Million Katholiken umfaßt, ein neuer Bischof gewählt worden. Die «Orientierung», die im zurückgetretenen Bischof von Basel, Dr. Franziskus von Streng, einen wahren Freund von erprobter Treue verehrt, begrüßt seinen Nachfolger mit denselben zuversichtlichen Erwartungen, die man nicht nur in der eigenen Diözese, sondern in der ganzen Schweiz und darüber hinaus im deutschsprachigen Raum in ihn setzt. Professor Dr. Anton Hänggi, der am 11. Februar in Solothurn die Bischofsweihe empfangen wird, hat sich als Konsultor des Rates zur Durchführung der Liturgiereform und schon während der Ausarbeitung der Liturgiekonstitution des Konzils als unermüdlicher Arbeiter verdient und beliebt gemacht. Kollegialität und ausgesprochene Begabung zum Teamwork werden ihm nachgerühmt, und gerade unter diese beiden Stichworte hat der Neugewählte bei seinem ersten Interview am Schweizer Rundfunk seine zukünftige Aufgabe gestellt. Gleichzeitig erklärte er die Sorge um den Priesternachwuchs (numerisch und qualitativ, Ausbildung und Weiterbildung) als eine seiner vordringlichsten Aufgaben.

Vom rapid anwachsenden Priestermangel ist auch im folgenden Beitrag zuerst die Rede. Er beschäftigt sich mit den Aufgaben der Schweizerischen Pastoralplanungskommission. Teamwork-Zusammenarbeit erscheint auch hier als Leitmotiv. Zudem zeichnet sich darin einiges von den Aufgaben ab, denen sich der neue Bischof als «Kollege» in der Schweizerischen Bischofskonferenz widmen müssen. Verfasser ist der Regens seines Priesterseminars in Solothurn, der selber der genannten Kommission vorsteht: Dr. Otto Wüst. Es traf sich, daß seine Ausführungen am Tag der Bischofswahl von Radio Vaticana gesendet wurden. Offenbar sah man darin in Rom so etwas wie die Skizze einer Grundlagenforschung für ein Regierungsprogramm des neuen Bischofs in gesamtschweizerischer Sicht.

Die Redaktion

Im Blick auf die traditionellen Seelsorgemethoden machte Pius XII. in einer Ansprache 1955 die Feststellung: «Wenn man einerseits all den Unternehmungsgeist sieht, wo niemand still steht, keiner den Schritt anhält, niemand sich schont, und andererseits feststellen muß, daß der Erfolg all dieses Einsatzes an Energie, all dieser Selbstverleugnung nicht das ist, was man erwarten sollte, so erhebt sich der Zweifel, ob die einzelnen nicht zu sehr für sich allein, ohne Verbindung, ohne Einigkeit vorgehen. So viel steht für uns fest: Zusammenarbeit ist heute eine der dringendsten Forderungen für das apostolische Wirken des Klerus und der Laien.»

Wie sehr sich auch bei uns in der Schweiz eine Überprüfung bisheriger Formen der apostolischen Arbeit an den Prinzipien richtiger Zusammenarbeit aufdrängt, dokumentiert allein schon die Tatsache, daß seit 1950 trotz der bedeutenden absoluten und relativen Zunahme der katholischen Bevölkerung die Zahl der Weltpriester praktisch unverändert blieb. In den letzten Jahren überstieg sogar die Zahl der Todesfälle schon die der Weihen. Wenn die Statistik recht hat, gehen wir in der Schweiz einem rasch zunehmenden Priestermangel entgegen. Die «Eidgenössische Kommission für Nachwuchsfragen auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften» hat für den Beruf der katholischen Priester folgende Prognosen aufgestellt: Wenn erstens jedes Jahr in der Schweiz ungefähr gleichviel Diözesanpriester sterben wie in den letzten Jahren, wenn zweitens die Zahl der neugeweihten Priester gleich bleibt wie in den letzten Jahren, und wenn drittens bei der momentanen Bevölkerungszunahme jährlich nur vier neue Seelsorgstellen in der ganzen Schweiz

errichtet werden – tatsächlich sind es aber viel mehr –, dann werden im Jahre 1970 204 und im Jahre 1980 477 Seelsorgestellen unbesetzt sein. Ganz ohne Zweifel werden sich die drei genannten Bedingungen sehr rasch erfüllen. Besonders die erste beschleunigt die Zahl der leeren Seelsorgestellen, weil man bereits heute eine erschreckende Überalterung bei den Diözesanpriestern feststellen muß. Das Durchschnittsalter bei den Priestern des Bistums Basel zum Beispiel beträgt 55 Jahre. Eine vermehrte Koordinierung der pastoralen Betreuung wird also unvermeidlich sein. Auch werden sich Pfarreien und Kirchgemeinden in Zukunft noch ernsthafter mit der Frage der Berufung hauptamtlich angestellter Laien für manche Seelsorgeaufgaben befassen müssen.

Einführung des Diakonates

Eine beachtenswerte Möglichkeit, dem wachsenden Seelsorgemangel zu begegnen, wäre gewiß auch die Einführung des ständigen Diakonates. Bekanntlich haben das Vatikanische Konzil und eine päpstliche Verlautbarung vom 27. Juni 1967 die notwendigen rechtlichen Grundlagen dafür geschaffen, daß sowohl verheiratete wie unverheiratete Männer zu Diakonen geweiht werden können. Nach einer kurzen Ausbildungszeit von mindestens drei Jahren und einem Praktikum würden sie haupt- oder nebenamtlich in den Dienst der Kirche treten und könnten u. a. folgende Aufgaben übernehmen:

Die Gottesdienste leiten mit Ausnahme der Eucharistiefeier, Taufe und Kommunion spenden, Trauungen assistieren, predigen, Religionsunterricht erteilen, karitative Werke betreuen und auch ganze christliche Gemeinden leiten, wenn kein Priester zur Verfügung steht.

Die Schweizerische Bischofskonferenz hat nun ihre Pastoralplanungskommission beauftragt, die Frage zu prüfen, ob auch in unserem Land und unter welchen Bedingungen und Formen der ständige Diakonot eingeführt werden soll. Die Untersuchungen und Vorarbeiten der Kommission sind so weit gediehen, daß in einer der nächsten Bischofskonferenzen der endgültige Entscheid gefällt werden kann.

Aufgaben der Pastoralplanungskommission

Die Pastoralplanungskommission, die zu Anfang vergangenen Jahres ihre Arbeit aufgenommen hat und aus Geistlichen und Laien aller schweizerischen Diözesen besteht, hat allgemein zur Aufgabe, mit den Mitteln der modernen Sozialforschung die Seelsorgsverhältnisse in der ganzen Schweiz zu überprüfen und einen für alle Diözesen verbindlichen Plan für die zukünftige Gestaltung der Pastoration aufzustellen. Man hat nämlich auch bei uns erkannt, daß eine individualistische Seelsorge, die sich nur auf die Ebene der Pfarrei oder der Diözese beschränkt, der neuen gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht mehr gerecht werden kann. Was im Bereich der Wirtschaft schon lange eine Selbstverständlichkeit ist, daß nämlich für eine möglichst rationelle und leistungsfähige Arbeit Leitkonzeptionen und bis ins einzelne gehende Entwicklungspläne vonnöten sind, beginnt sich auch in der Kirche allmählich durchzusetzen. Es gibt immer noch zu viel seelsorgliches Freistrlingen und planlosen und isolierten Einsatz der Kräfte.

Bessere Verteilung des Klerus

Eines der schwierigsten Probleme, mit dem sich die Pastoralplanungskommission befassen muß, ist die Frage der besseren Verteilung des Klerus. Wir haben zum Beispiel heute in der Schweiz Stadtpfarreien mit 15 000 und mehr Katholiken, bei denen es im Durchschnitt auf einen Seelsorger 3000 und mehr Gläubige trifft, während auf dem Land ein Priester oft nur 300 oder noch weniger zu betreuen hat. Daß in diesen Mammutpfarreien die Priester sich der ordentlichen Seelsorgearbeit kaum erwehren können und darüber hinaus keine Zeit und Kraft finden, nach neuen situationsgerechteren Wegen der

Seelsorge zu suchen, ist verständlich. Eine den Verhältnissen besser entsprechende Verteilung der Priester drängt sich darum auf.

Freilich sind die großen Schwierigkeiten nicht zu übersehen, sobald man an eine praktische Lösung gehen will. Eine Zusammenfassung von kleinen Landpfarreien zu einem Seelsorgekreis läßt sich vorläufig nur sporadisch und allmählich verwirklichen, denn zumeist liegen komplizierte rechtliche Verhältnisse vor. Die wenigsten Pfarrgemeinden sind bereit, auf ihre verbrieften Rechte auf einen Seelsorger zu verzichten. Zudem hat der Bischof bekanntlich kein Recht, über einen installierten Pfarrer ohne dessen freie Zustimmung zu verfügen. Auch eignet sich nicht jeder Priester in gleichem Maße für die Stadt- und Spezialseelsorge. Das gleiche gilt auch bezüglich der Priester, die einen Posten versehen, der ebenso gut von einem Laien ausgefüllt werden könnte. Eine Pastoralplanung auf gesamtschweizerischer Ebene könnte aber eher als nur regionale oder diözesane Regelungen eine sachgerechte Lösung dieses schwierigen Problems finden.

Das finanzielle Vakuum auf höchster Ebene

Eine andere dornige Aufgabe der Pastoralplanungskommission ist die Neuordnung des kirchlichen Finanzwesens. Die Art und Weise, wie in der Schweiz viele kirchliche Werke finanziert werden müssen, ist nämlich sehr fragwürdig. In Deutschland kennt jedes Bistum ein bischöfliches Finanzamt, bei dem alle pfarreilichen Kirchensteuern und weitere Gelder zusammenlaufen, von dem aus auch die benötigten Mittel an die Pfarreien, kirchlichen Institutionen und Bewegungen verteilt werden. Obwohl dieser Finanz-Zentralismus in der Schweiz kaum auf begeisterte Befürworter stoßen dürfte, ist andererseits die Tatsache nicht zu übersehen, daß dadurch ein gerechter Finanzausgleich zwischen wohlhabenden und bedürftigen Pfarreien zustande kommt und die verschiedenen überpfarreilichen Seelsorgewerke und Bewegungen großzügig finanziert werden können.

In unseren schweizerischen Kantonen – sofern sie überhaupt eine Kirchensteuer haben – kennen wir nun genau das andere Extrem. Die Kirchensteuer dient hier fast ausschließlich dem örtlichen Finanzbedarf, vereinzelt noch kantonalen Zwecken, nirgends aber Zwecken des Bistums oder der ganzen schweizerischen Kirche. Die kleinen finanziellen Mittel, welche die Bischöfe zur Verfügung haben, reichen bei weitem nicht aus für die Deckung diözesaner Bedürfnisse, geschweige denn für die zentralen Aufgaben der katholischen Kirche der Schweiz. So müssen denn unsere Spezialseelsorger (für die Jugend, die Studenten, die Fremdarbeiter usw.), die Leiter der Verbände und Institutionen und die Betreuer von Bildungsanliegen viel Zeit und Kraft dafür aufwenden, selber Geld zu sammeln.

Das Fastenopfer der Schweizer Katholiken, das alljährlich während der Fastenzeit durchschnittlich acht Millionen Franken für die pastorellen Bedürfnisse in der Heimat und in der Missionskirche sammelt, hat hier freilich wertvolle Hilfe gebracht. Es kann aber nur ein Notbehelf sein. Seine Zielsetzung ging ja ursprünglich dahin, in großzügiger Weise neue kirchliche Werke von gesamtschweizerischer oder regionaler Bedeutung zu schaffen, wo es ein dringliches seelsorgliches Bedürfnis erfordert. Notgedrungen muß aber heute ein großer Teil der Opfergelder in eine Vielzahl jährlicher Subventionen aufgesplittet werden, damit bei der zunehmenden Teuerung das Gefüge unserer überpfarreilichen Seelsorge nicht auseinanderfällt.

Eine vernünftige Planung müßte hier endlich Wege und Mittel finden – vielleicht zunächst durch eine freiwillige Zentralsteuer der Kirchgemeinden –, die unhaltbare Finanzsituation unserer Bistümer zu verbessern.

Freilich wird man sich bei aller Planung und Koordination der Seelsorge immer vor Augen halten müssen, daß es falsch

wäre, zu glauben, die Organisation der Pastoral auf menschlicher Ebene sei die einzige Gewähr für ein fruchtbares Apostolat an den Menschen. Es wäre aber ebenso falsch, in der Seelsorge nur auf das spontane freie Wachstum und auf die regellose Erfahrung abzustellen. *Dr. Otto Wüst, Solothurn*

Vom Wert der halben Schritte

Anmerkung zum «ökumenischen» Vaterunser

Kurz vor Weihnachten ist als Ergebnis langwieriger Beratungen ein gemeinsamer Text des Vaterunsers für die christlichen Kirchen des deutschen Sprachraums der Öffentlichkeit übergeben worden. Beauftragte der altkatholischen, evangelischen und römisch-katholischen Kirchen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz haben diese «ökumenische» Fassung einstimmig zur Annahme empfohlen, und bereits haben sich die angesprochenen Kirchenleitungen überwiegend in zustimmendem Sinn geäußert. Zur Einführung des Textes, zumal zum Gebrauch im offiziellen Gottesdienst, werden die Kirchen und Gemeinden den Weg beschreiten, der ihrer je eigenen Ordnung entspricht. So wußte das offizielle Communiqué zu berichten. Es enthielt auch eine kurze Rechenschaft über die Arbeit: «Dem Text liegen die seit langem gebräuchlichen deutschsprachigen Fassungen des Herrengebets zugrunde, die jedoch an dem originalen biblischen Text geprüft, an einigen wenigen Stellen entsprechend geändert und zu einer gemeinsamen Fassung umgeformt sind.»¹

Das klang verheißungsvoll. Doch das Ganze endete mit Einschränkungen, die die Ankündigung zur Hälfte zurücknahmen. Sie laufen darauf hinaus, daß nach wie vor die einen zu Beginn als Anrede «Vater unser», die andern «Unser Vater» sagen werden und daß der abschließende Lobpreis «Denn dein ist das Reich ...» kaum Allgemeingut werden wird. Mit andern Worten: Gerade diejenigen Unterschiede, die weit herum als konfessionstrennend im Bewußtsein stehen, sind nicht überwunden worden. Begreiflich, daß diese ökumenische Leistung bisher weder Begeisterung noch Widerstand ausgelöst hat. Denn was hat sich schon, vom Mann der Straße aus gesehen, geändert? Lohnt es sich, über diesen halben Schritt viele Worte zu machen?

Die Gerechtigkeit verlangt näheres Zusehen. Der den Kirchen angebotene Text lautet folgendermaßen:

Vater unser (Unser Vater) im Himmel
Geheiligt werde dein Name
Dein Reich komme
Dein Wille geschehe
Wie im Himmel so auf Erden
Unser tägliches Brot gib uns heute
Und vergib uns unsere Schuld
Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern
Und führe uns nicht in Versuchung
Sondern erlöse uns von dem Bösen. –
Denn dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit
In Ewigkeit. –
Amen.

Die sieben Bitten

Gemeinsam und einheitlich an diesem Text sind die sogenannten «sieben Bitten» von «Geheiligt werde dein Name» bis zu «Erlöse uns von dem Bösen». Überwunden sind damit, falls sich die Fassung durchsetzt, nicht nur konfessionelle, sondern auch regionale Unterschiede. Die katholischen Deutschschweizer zum Beispiel werden nicht mehr mit ihrer Sonderform «Zukomme uns dein Reich» aus dem Chor fallen, und mit ihnen werden die Schweizer Reformierten die natürliche Satzstellung «Gib uns heute unser tägliches Brot» umstellen. Mehr nach Konfessionen verschieden war die Formulierung der

letzten Bitte. Hier müssen wir Katholiken insgesamt umlernen und künftig bitten, daß wir nicht nur vom «Übel», sondern vom «Bösen» erlöst werden. Ebenso wird uns die neue Fassung lehren, gemäß dem biblischen Urtext, im Verlangen nach dem Näherkommen und Offenbarwerden der göttlichen Herrlichkeit nicht mehr so intensiv an «uns» zu denken. Wir beten künftig «Dein Reich komme», ohne gleichsam zu beanspruchen, daß das, was von Gott hervorbrechen wird, auf uns als Privilegierte zugeschnitten sei.

So kann man in dem neuen, gemeinsamen Text bei genauerem Zusehen durchaus positive Anregungen zu vertieftem christlichem Beten sehen. Über die bloße Tatsache einer Verständigung hinaus ist ein inhaltlicher, sprachlicher Gewinn erzielt worden.

Allerdings hätten in dieser Beziehung manche mehr erwartet, und das Angebot zu Textverbesserungen von seiten sowohl der Exegeten wie der Germanisten war denn auch in der Tat reicher. Vieles hat zum vornherein keinen Anklang gefunden, weil die Beauftragten der Kirchen von dem Prinzip ausgingen, daß fest eingebürgerte Wendungen nur preisgegeben werden

An unsere verehrten Abonnenten!

Ab Mitte Januar versenden wir die Einzahlungsscheine für das Abonnement 1968 der ORIENTIERUNG. Wir sind Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diesen Einzahlungsschein benutzen; Sie sichern sich damit die fortlaufende Zustellung der Zeitschrift und erleichtern uns die Arbeit.

sollten, wo es die Einheit der Kirchen untereinander verlange. Dieses Prinzip hat es zum Beispiel verhindert, daß die Formulierung der vorletzten Bitte «Und führe uns nicht in Versuchung», gegen die man (vor allem ob der bei Kindern anklingenden Vorstellung von «Verführen») von Müttern und Religionslehrern immer wieder Einwendungen hört, ernstlich in Frage gestellt wurde. Gerade diese Bitte war nämlich nicht nur in sämtlichen Kirchen, sondern auch in neueren Bibelübersetzungen, wie Karrer, Tillmann, neue Schweizer Schulbibel, absolut einheitlich: es ist die einzige Stelle, an der man keine Varianten fand.²

Dasselbe traditionalistische Prinzip brachte den Vorschlag zu Fall, der, im Sinne einer einheitlichen rhythmischen Satzstellung und gemäß neueren Bibelübersetzungen und dem Liturgieentwurf der Evangelisch-reformierten Kirche der Schweiz, die erste Bitte umstellte: «Dein Name werde geheiligt!» Aus dem gleichen Grund endlich hat man den bibeldeutschen Sonderausdruck «Schuldiger» nicht mit dem allgemein gebräuchlichen Wort «Schuldner» vertauscht. Man hätte dann konsequenterweise (dem Urtext gemäß) auch vom «Erlassen der Schulden» (Erlaß uns ... wie auch wir ... erlassen haben) reden müssen.

Die Anrede

Doch nun zur ersten Zeile mit der strittigen Anrede. Hier hat man keine einheitliche Fassung gefunden. Wer also hier vor allem mit der Kritik ansetzt, torpediert keineswegs ein Verständigungswerk, sondern demaskiert die Nichtverständigung.

Wie zu erwarten war, stand im Vordergrund der Unterschied in der Stellung des Pronomens «unser». Rund acht Millionen Protestanten in Süddeutschland und der Schweiz sagen

¹ Nach Kipa und EPD, 20. Dezember 1967.

² Die Franzosen, die bekanntlich eine grundlegende Umstellung auf die Du-Form vollzogen, beten heute: Et ne nous soumet pas à la tentation. Bei den Katholiken hieß es früher: Et ne nous laissez pas succomber à la tentation. Die neue Form folgt der berühmten Übersetzung der Bible de Jérusalem.

«Unser Vater» und nennen das ganze Gebet nach diesem Anfang. Die norddeutschen Protestanten hingegen und die Katholiken im ganzen deutschen Sprachgebiet haben die von der gotischen Wulfila-Bibel (4. Jahrhundert) bezeugte, dem Lateinischen, ja zunächst dem Griechischen nachgebildete uralte Form «Vater unser» bewahrt. Sie sind mit ihren gut 36 Millionen die «Stärkeren», und auch das Gewicht ihrer Tradition wiegt schwerer. Begreiflich also, daß im eingangs erwähnten Communiqué «Vater unser» als Normalform erscheint, während «Unser Vater» in Klammern gesetzt und mit dem Kommentar versehen ist, da, wo sie üblich sei, könne sie weiter verwendet werden.

Aber im ökumenischen Gespräch sollte nicht die Zahl entscheiden und zur Majorisierung von Minderheiten führen. Die Minderheit blieb denn auch fest: die Schweizer Protestanten erklärten, sie könnten ihren Gemeinden ein Hinüberwechseln zum «Vater unser» nicht zumuten. Aber in Wirklichkeit waren es nicht die Schweizer Protestanten, die eine Lösung verhinderten, und war es nicht die «überwältigende Mehrheit» aller übrigen, die auf dem «Vater unser» beharrten. Vielmehr waren es die norddeutschen Lutheraner, die absolut an Wulfilas Tradition festhalten wollten, während die Katholiken einer Neuformulierung zugestimmt hätten, die auch bei den Schweizer Protestanten Sympathie fand.

Für diese Neuformulierung faßte man die erste Zeile als Ganzes ins Auge. Der Zusatz «der du bist im Himmel» gefiel eigentlich niemandem und war zudem nicht ganz einheitlich (eine Variante lautete «in dem Himmel»). Einheitlich war allerdings das «der du bist», aber da man über dessen Häßlichkeit einig war, durchbrach man hier das Prinzip und merzte die einheitlich eingebürgerte Häßlichkeit aus.

Leider ist man aber über den eigenen Mut erschrocken, bevor man mit dem tapferen Schritt ans Ende der Zeile, nämlich zum «Himmel» gelangt war. «Im Himmel», genauer «in den Himmeln», ist typisch für die Überlieferung des Matthäus-Evangeliums, das damit spätjüdisch-rabbinisch die Nennung Gottes vermeidet, wenn es zum Beispiel «Himmelreich» (wörtlich Reich der Himmel), statt Reich (Herrschaft) Gottes sagt. Bei Lukas (11,2) fehlt der Zusatz «im Himmel», es fehlt aber auch das leidige «unser». Man hätte also nur Lukas folgen müssen und wäre gleichzeitig mit dem konfessionellen Zwist die Vorstellung von einem Gott «über den Wolken» los geworden. Das gemeinsame Gebet des Herrn hätte dann wie folgt begonnen: Vater, dein Name werde geheiligt!

Nun, man wollte nicht so radikal sein, und für eine Verständigung wäre dies auch nicht nötig gewesen. Der Vermittlungsvorschlag mit wirklichen Chancen lautete: «Vater im Himmel». Er war sprachlich bestens begründet. Die Anrede «mein» oder «unser» Vater entsprach dem hebräisch-orientalischen Brauch. Ließ ihn schon Lukas fallen, warum nicht auch wir? Sprechen wir nicht alle unseren Vater einfach mit «Vater» an? Hinzu kommt, daß es sicher eines im Deutschen nicht gibt: den Vokativ mit dem Possessivpronomen im Plural. Das «unser» ist, so oder so, nicht deutsch!

Warum hat man sich dieser Einsicht verschlossen? Warum hat man nicht auf die Fachleute der Bibel und der deutschen Sprache gehört? Warum ist man nicht zu einem neuen Dritten aufgebrochen? Tritt da nicht der in letzter Zeit mehrfach gezeigte typische Mißstand einer falsch und eng verstandenen Ökumene zutage? Er besteht darin, daß man nur auf den beidseitigen Besitzstand starrt und nicht auf das mit allen Menschen Gemeinsame blickt, auf das, was für jedermann gilt und erst im Vollsinn «Ökumene» ausmacht.

Es ist nur zu hoffen, daß der Vollzug, der gemeinsame Gebrauch die vorgesehene Kompromißlösung außer Kraft setzt. Diese soll nämlich darin bestehen, daß der erste Teil der Anrede von einem Vorbeter in der einen oder andern Form (Vater unser/Unser Vater) gesprochen wird. Das hätte zur

Folge, daß die Versammlung auf Grund der Neufassung folgendermaßen einsetzen muß: «Im Himmel, geheiligt werde dein Name!» Das kann fürwahr niemand befriedigen.

Hingegen hätte die Kurzformel «Vater im Himmel» durchaus auch im Munde eines Vorbeters gut geklungen, und die Gemeinde hätte sinnvollerweise mit der ersten Bitte eingesetzt: Geheiligt werde dein Name.

Der Lobpreis

Vom Vollzug her erscheint auch problematisch, was hinsichtlich der Schlußformel angekündigt wurde. Der Lobpreis «Denn dein ist das Reich ...», so hieß es in der Bekanntmachung, sei fakultativ, es stehe jeder Kirche frei, ob und wann sie ihn gebrauchen wolle. Demgemäß erfuhr man, daß ihn die Katholiken für die Rezitation in der Messe nicht übernehmen. Der Grund dafür leuchtet jedem ein, der den Rahmen betrachtet, in dem das Vaterunser in der jetzigen römischen Meßliturgie steht. Ein ähnlicher Lobpreis geht (als Abschluß des Kanons) dem Gebet des Herrn bereits voraus, und die letzte Vaterunserbitte wird mit dem Gebet «Erlöse uns ...» in unmittelbarer Anknüpfung weitergeführt. In der jetzigen Gebetsfolge würde der Lobpreis somit stören. Ist das aber ein Grund zur Abweisung für die Zukunft? Ist nicht gerade jetzt die Reform des Kanons in vollem Gang? Wurde nicht an der Bischofssynode sogar einer Auswahl mehrerer Fassungen zugestimmt? Müßte sich eine wirklich deutsche Meßliturgie nicht nach dem allen gemeinsamen Vaterunser richten, während sich jetzt das Vaterunser der römischen Liturgie anzupassen hat?

Entscheidend wird sein, wieviel Wert man auch hier zugleich der Gemeinsamkeit wie der Bereicherung des Gebetes beimißt. Alle sind sich heute darüber einig, daß der abschließende Lobpreis dem neutestamentlich überlieferten Gebet des Herrn nicht unmittelbar angehört. Es wäre also sozusagen «protestantisch», ihn wegzulassen. Er ist aber altchristliches Gut, in der «Didache» (in etwas verkürzter Form) bereits für das Ende des ersten Jahrhunderts als liturgische Schlußformel bezeugt. Es wäre also durchaus «katholisch», ihn wieder aufzunehmen, und wenn irgendwo, so in erster Linie in der Liturgie. Vor allem wäre es aber im Sinn der allseitigen Ökumene. Denn dieser Lobpreis ist nicht nur den Protestanten (Lutheranern wie Reformierten), sondern auch den Orthodoxen vertraut. Hier geht es also nicht nur um die «Eindeutschung», sondern um die Verbundenheit mit allen.

Im Hinblick auf den praktischen Vollzug scheint nun aber die Aussicht sehr gering zu sein, daß die Katholiken die Schlußformel außerhalb der Messe beten werden, wenn sie innerhalb der Messe nicht in Übung ist. Sollte sich aber wider Erwarten durch konsequenten Gebrauch im Religionsunterricht der Lobpreis mindestens bei der jüngeren Generation doch einbürgern, so wird man während der Messe auf lange Zeit ein Stimmengewirr vom «Amen» der einen und vom Lobpreis der andern vernehmen. Das Fakultativum und somit der zweifache Schluß wird immer wieder Ursache von Unsicherheit, Verlegenheit und unverständlichem Gemurmel sein.

Nach so viel Kritik wird man gegen den Titel dieses Kommentars vielleicht einwenden, er hätte besser gelautet «Vom Unwert der halben Schritte». Wir stehen aber dennoch zum «Wert». Er scheint uns gerade darin zu liegen, daß die Unzulänglichkeit zutage tritt, daß nun eben gerade nicht das Gefühl aufkommt, man habe es «geschafft», sondern daß man den Prozeß der Durchsetzung verfolgt und sich unter Anteilnahme einer breiteren Öffentlichkeit zu weiteren Verbesserungen bereit hält. Diese Haltung könnte mithelfen, daß das Gebet des Herrn weniger gedankenlos geplappert, sondern in Auseinandersetzung mit dem vorgegebenen Text meditiert und angeeignet wird.

L. Kaufmann

«VIELLEICHT IST ES ABER WAHR»

Von der Unabweichbarkeit des Glaubens

Wer heute über die Sache des christlichen Glaubens vor Menschen zu reden versucht, die nicht durch Beruf oder Konvention im Innern des kirchlichen Redens und Denkens angesiedelt sind, wird sehr bald das Fremde und Befremdliche eines solchen Unterfangens verspüren. Er wird wahrscheinlich bald das Gefühl haben, seine Situation sei nur allzu treffend beschrieben in der bekannten Gleichniserzählung Kierkegaards über den Clown und das brennende Dorf, die Harvey Cox kürzlich in seinem Buch «Stadt ohne Gott» wieder aufgegriffen hat. Diese Geschichte sagt, daß ein Reisezirkus in Dänemark in Brand geraten war. Der Direktor schickte daraufhin den Clown, der schon zur Vorstellung gerüstet war, in das benachbarte Dorf, um Hilfe zu holen, zumal die Gefahr bestand, daß über die abgeernteten, ausgetrockneten Felder das Feuer auch auf das Dorf übergreifen würde. Der Clown eilte in das Dorf und bat die Bewohner, sie möchten eiligst zu dem brennenden Zirkus kommen und löschen helfen. Aber die Dörfler hielten das Geschrei des Clowns lediglich für einen ausgezeichneten Werbetrick, um sie möglichst zahlreich in die Vorstellung zu locken, sie applaudierten und lachten bis zu Tränen. Dem Clown war mehr zum Weinen als zum Lachen zumute. Er versuchte vergebens, die Menschen zu beschwören, ihnen klarzumachen, dies sei keine Verstellung und kein Trick, es sei bitterer Ernst, es brenne wirklich. Sein Flehen steigerte nur das Gelächter. Man fand, er spiele seine Rolle ausgezeichnet, bis schließlich in der Tat das Feuer auf das Dorf übergreifen hatte und jede Hilfe zu spät kam, so daß Dorf und Zirkus gleichermaßen verbrannten.

Cox erzählt diese Geschichte als Beispiel für die Situation des Theologen heute und sieht in dem Clown, der seine Botschaft gar nicht bis zum wirklichen Gehör der Menschen bringen kann, das Bild des Theologen. Er wird in seinen Clownsgewändern aus dem Mittelalter, oder aus welcher Vergangenheit auch immer, gar nicht ernst genommen. Er kann sagen, was er will, er ist gleichsam etikettiert und eingeordnet durch seine Rolle. Wie er sich auch gebärdet und den Ernstfall darzustellen versucht, man weiß immer im voraus schon, daß er eben ein Clown ist. Man weiß schon, worüber er redet, und weiß, daß er nur eine Vorstellung gibt, die mit der Wirklichkeit wenig oder nichts zu tun hat. So kann man ihm getrost zuhören, ohne sich über das, was er sagt, ernstlich beunruhigen zu müssen.

Abgeschminkte Theologie?

In diesem Bild ist ohne Zweifel etwas von der bedrängenden Wirklichkeit eingefangen, in der sich Theologie und theologisches Reden heute befinden. Etwas von der lastenden Unmöglichkeit, die Schablonen der Denk- und Sprechgewohnheiten zu durchbrechen und die Sache der Theologie als Ernstfall menschlichen Lebens erkennbar zu machen. Vielleicht aber muß unsere Gewissenerforschung sogar noch radikaler sein. Vielleicht müssen wir sagen, daß dieses erregende Bild, so viel Wahres und Bedenkenswertes es auch enthält, noch immer die Dinge vereinfacht. Denn danach sieht es ja so aus, als wäre der Clown, das heißt der Theologe, der völlig Wissende, der mit einer ganz klaren Botschaft kommt; die Dörfler, zu denen er eilt, das heißt die Menschen außerhalb des Glaubens, wären umgekehrt die völlig Unwissenden, die erst belehrt werden müssen über das ihnen Unbekannte. Der Clown bräuchte dann eigentlich nur das Kostüm zu wechseln und sich abzuschminken, dann wäre alles in Ordnung. Ist die Sache denn wirklich so einfach? Brauchen wir nur zum Aggiornamento zu greifen, uns abzuschminken und uns in das Zivil einer säkularen Sprache oder eines religionslosen Christentums zu stecken, damit alles in Ordnung sei? Genügt der geistige Kostümwechsel, damit die Menschen freudig herbeilaufen und mit-

helfen, den Brand zu löschen, von dem der Theologe behauptet, daß es ihn gebe und daß er unser aller Gefahr sei?

Ich möchte sagen, daß die tatsächlich abgeschminkte und in modernes Zivil gekleidete Theologie, wie sie vieler Orten heute auf den Plan tritt, diese Hoffnung als recht naiv erscheinen läßt. Freilich ist es wahr: wer den Glauben inmitten von Menschen, die im heutigen Leben und Denken stehen, darzulegen versucht, der kann sich wirklich wie ein Clown vorkommen. Oder vielleicht noch eher wie jemand, der, aus einem antiken Sarkophag aufgestiegen, in Tracht und Denken der Antike mitten in unsere heutige Welt eingetreten ist und weder sie verstehen kann noch von ihr verstanden wird. Wenn indes der, der den Glauben zu verkündigen versucht, selbstkritisch genug ist, wird er bald bemerken, daß es nicht nur um eine Form, um eine Krise der Gewänder geht, in denen die Theologie einherschreitet. In der Fremdheit des theologischen Unterfangens den Menschen unserer Zeit gegenüber wird der, der seine Sache ernst nimmt, nicht nur die Schwierigkeit der Dolmetschung, sondern auch die Ungeborgenheit seines eigenen Glaubens, die bedrängende Macht des Unglaubens inmitten des eigenen Glaubenwollens erfahren und erkennen. So wird jemand, der heute redlich versucht, sich und anderen Rechenschaft vom christlichen Glauben zu geben, einsehen lernen müssen, daß er gar nicht bloß der Verkleidete ist, der sich nur umzuziehen bräuchte, um die anderen erfolgreich belehren zu können. Er wird vielmehr zu verstehen haben, daß seine Situation sich gar nicht so vollständig von derjenigen der anderen unterscheidet, wie er anfangs denken mochte. Er wird innerwerden, daß in beiden Gruppen die gleichen Mächte anwesend sind, wenn auch freilich in jeweils unterschiedlichen Weisen.

Bedrohter Glaube

Zunächst, im Gläubigen gibt es die Bedrohung der Ungewißheit, die in Augenblicken der Anfechtung mit einem Mal die Brüchigkeit des Ganzen, das ihm gewöhnlich so selbstverständlich scheint, hart und unversehens in Erscheinung treten läßt. Verdeutlichen wir uns das an ein paar Beispielen. Therese von Lisieux, die lebenswerte, scheinbar so naiv-unproblematische Heilige, war in einem Leben völliger religiöser Geborgenheit aufgewachsen, war immer im sichersten und selbstverständlichsten Zusammenhang religiöser Geborgenheit gestanden. Ihr Dasein war von Anfang bis Ende so vollständig und bis ins kleinste vom Glauben der Kirche geprägt, daß die Welt des Unsichtbaren ein Stück ihres Alltags, nein, ihr Alltag selbst geworden und nahezu greifbar zu sein schien, nicht mehr daraus wegzudenken war. Für sie war Religion wirklich eine selbstverständliche Vorgegebenheit ihres täglichen Daseins. Sie ging damit um, wie wir mit den faßbaren Gewöhnlichkeiten unseres Lebens umgehen können. Aber gerade sie, die scheinbar in ungefährdeter Sicherheit Geborgene, hat uns aus den letzten Wochen ihrer Passion erschütternde Geständnisschiffen hinterlassen, die ihre Schwestern dann in ihrer literarischen Hinterlassenschaft erschrocken abgemildert hatten und die erst jetzt durch die wörtlichen Neuausgaben zutage getreten sind. So etwa, wenn sie sagt: «Die schlimmsten Versuchungen des Atheismus bedrängen mich, alles ist fragwürdig geworden, alles ist dunkel». Sie fühlt sich versucht, nur noch das reine Nichts anzunehmen. Das heißt: in einer scheinbar völlig bruchlos verfugten Welt wird hier jählings einem Menschen der Abgrund sichtbar, der unter dem festen Zusammenhang der tragenden Konventionen lauert, auch für ihn. In einer solchen Situation steht dann nicht mehr dies oder jenes zur Frage, um das man sonst vielleicht streitet, Himmelfahrt Marias oder nicht, Beichte so oder anders; all das wird völlig sekundär. Es

geht dann wirklich um das Ganze. Alles oder Nichts. Das ist die einzige Alternative, die bleibt, und nirgendwo scheint ein Grund sich anzubieten, auf dem man in diesem jähen Absturz sich dennoch festklammern könnte. Nur noch die bodenlose Tiefe des Nichts ist zu sehen, wohin man auch blickt.

Paul Claudel hat in der Eröffnungsszene des «Seidenen Schuhs» diese Situation des Glaubenden in eine große und überzeugende Bildvision gebannt. Ein Jesuitenmissionar, Bruder des Helden Rodrigo, des Weltmanns, des irrenden und ungewissen Abenteurers zwischen Gott und Welt, wird als Schiffbrüchiger dargestellt. Sein Schiff wurde von Seeräubern versenkt, er selbst an einen Balken des gesunkenen Schiffes gebunden, und so treibt er nun an diesem Stück Holz im tosenden Wasser des Ozeans. Mit seinem letzten Monolog beginnt das Schauspiel. «Herr, ich danke Dir, daß Du mich also gefesselt hast. Zuweilen geschah mir, daß ich Deine Gebote mühsam fand und meinen Willen im Angesicht Deiner Satzung ratlos, versagend. Doch heute kann ich enger nicht mehr an Dich angebunden sein, als ich es bin. Und mag ich auch meine Glieder eines um das andere durchgehen, keines kann sich auch nur ein wenig von Dir entfernen. Und so bin ich wirklich ans Kreuz geheftet. Das Kreuz aber, an dem ich hänge, ist an nichts mehr geheftet. Es treibt auf dem Meere.» Ans Kreuz geheftet, das Kreuz aber an nichts geheftet, treibend über dem Abgrund. Die Situation des Glaubenden von heute könnte man kaum eindringlicher und genauer beschreiben, als es hier geschieht. Nur ein über dem Nichts schwankender, loser Balken scheint ihn zu halten, und es sieht aus, als müsse man den Augenblick errechnen können, in dem er versinken muß. Nur ein loser Balken knüpft ihn an Gott, aber freilich, er knüpft ihn unausweichlich, und am Ende weiß er, daß dieses Holz stärker ist als das Nichts, das unter ihm brodelte, das aber dennoch die bedrohende eigentliche Macht seiner Gegenwart bleibt.

Ungewisser Unglaube

Das Bild enthält darüber hinaus noch eine weitere Dimension, die mir sogar das eigentlich Wichtige daran zu sein scheint. Denn dieser schiffbrüchige Jesuit ist nicht allein, sondern in ihm wird gleichsam vorgeblendet auf das Schicksal seines Bruders. In ihm ist das Geschick des Bruders mit anwesend, des Bruders, der sich für ungläubig hält, der Gott den Rücken gekehrt hat, weil er als seine Sache nicht das Warten ansieht, sondern das «Besitzen des Erreichlichen, als könnte er anderswo sein, als Du bist». Wir brauchen hier nicht den Verschlingungen der Claudelschen Konzeption nachzugehen, wie er das Ineinander der scheinbar gegensätzlichen Geschehnisse als Leitfaden behält, bis zu dem Punkt hin, wo am Ende Rodrigos Geschick dasjenige seines Bruders berührt, in dem der Welteroberer als Sklave auf einem Schiff endigt, der froh sein muß, wenn eine alte Nonne mit rostigen Bratpfannen und Lumpen auch ihn noch als wertlose Ware mitnimmt. Wir können vielmehr ohne Bild zu unserer eigenen Situation zurückkehren und sagen: Wenn der Glaubende nur immer über dem Ozean des Nichts, der Anfechtung und der Fragwürdigkeiten seinen Glauben vollziehen kann, den Ozean der Ungewißheit als den allein möglichen Ort seines Glaubens zugewiesen erhalten hat, so ist doch auch umgekehrt der Ungläubige nicht undialektisch als bloß Glaubensloser zu verstehen. So wie wir bisher erkannt hatten, daß der Gläubige nicht fraglos dahinlebt, sondern stets vom Absturz ins Nichts bedroht, so werden wir jetzt das Ineinandergeschobensein der menschlichen Geschehnisse anerkennen und sagen müssen, daß auch der Nichtglaubende keine rund in sich geschlossene Existenz darstellt. Denn wie forsch er sich auch immer als reiner Positivist gebärden mag, der die supranaturalen Versuchungen und Anfälligkeiten längst hinter sich gelassen hat und jetzt nur noch im unmittelbar Gewissen lebt, die geheime Ungewißheit, ob der Positivismus wirklich das letzte Wort habe, wird ihn doch nie verlassen. Wie es dem Glaubenden geschieht, daß er vom Salzwasser des Zweifels

gewürgt wird, das ihm der Ozean ununterbrochen in den Mund spült, so gibt es auch den Zweifel des Ungläubigen an seiner Ungläubigkeit, an der wirklichen Totalität der Welt, die er zum Totum zu erklären sich entschlossen hat. Er wird der Abgeschlossenheit dessen, was er gesehen hat und als das Ganze erklärt, nie restlos gewiß, sondern bleibt von der Frage bedroht, ob nicht der Glaube dennoch das Wirkliche sei und sage. So wie also der Gläubige sich fortwährend durch den Unglauben bedroht weiß, ihn als seine beständige Versuchung empfinden muß, so bleibt dem Ungläubigen der Glaube Bedrohung und Versuchung seiner scheinbar ein für allemal geschlossenen Welt. Mit einem Wort: Es gibt keine Flucht aus dem Dilemma des Menschseins. Wer der Ungewißheit des Glaubens entfliehen will, wird die Ungewißheit des Unglaubens erfahren müssen, der seinerseits doch nie endgültig gewiß sagen kann, ob nicht doch der Glaube die Wahrheit sei. Erst in der Abweisung wird die Unabweisbarkeit des Glaubens sichtbar.

Das unheimliche «Vielleicht» – Ort der Kommunikation?

Vielleicht ist es angebracht, an dieser Stelle eine jüdische Geschichte anzuhören, die Martin Buber aufgezeichnet hat. In ihr kommt das eben geschilderte Dilemma des Menschseins deutlich zur Anschauung. Einer der Aufklärer, ein sehr gelehrter Mann, der von Rabbi Levi Jizchak gehört hatte, «suchte ihn auf, um auch mit ihm, wie er's gewohnt war, zu disputieren und seine rückständigen Beweisgründe für die Wahrheit seines Glaubens zuschanden zu machen. Als er die Stube des Zaddiks betrat, sah er ihn mit einem Buch in der Hand in begeistertem Nachdenken auf und nieder gehen. Des Ankömmlings achtete er nicht. Schließlich blieb er stehen, sah ihn flüchtig an und sagte: ‚Vielleicht ist es aber wahr.‘ Der Gelehrte nahm vergebens all sein Selbstgefühl zusammen – ihm schlotterten die Knie, so furchtbar war der Zaddik anzusehen, so furchtbar sein schlichter Spruch zu hören. Rabbi Levi Jizchak aber wandte sich ihm nun völlig zu und sprach ihn gelassen an: ‚Mein Sohn, die Großen der Thora, mit denen du gestritten hast, haben ihre Worte an dich verschwendet, du hast, als du gingst, darüber gelacht. Sie haben dir Gott und sein Reich nicht auf den Tisch legen können, und auch ich kann es nicht. Aber, mein Sohn, bedenke, vielleicht ist es wahr.‘ Der Aufklärer bot seine innerste Kraft zur Entgegnung auf; aber dieses furchtbare ‚Vielleicht‘, das ihm da Mal um Mal entgegenklang, brach seinen Widerstand.»

Ich glaube, hier ist bei aller Fremdheit der Einkleidung die Situation des Menschen vor der Gottesfrage sehr präzise beschrieben. Niemand kann dem andern Gott und sein Reich auf den Tisch legen, auch der Glaubende sich selbst nicht. Aber wie sehr sich der Unglaube dadurch auch gerechtfertigt fühlen mag, es bleibt ihm die Unheimlichkeit des «vielleicht ist es doch wahr». Das Vielleicht ist die unentrinnbare Anfechtung, der er sich nicht entziehen kann, in der auch er in der Abweisung die Unabweisbarkeit des Glaubens erfahren muß. Anders ausgedrückt: Der Glaubende wie der Ungläubige haben, jeder auf seine Weise, am Zweifel und am Glauben Anteil, wenn sie sich nicht vor sich selbst verbergen und vor der Wahrheit ihres Seins. Keiner kann dem Zweifel ganz, keiner dem Glauben ganz entrinnen. Für den einen wirkt der Glaube gegen den Zweifel, für den andern ist der Glaube durch den Zweifel und in der Form des Zweifels anwesend. Es ist die Grundgestalt menschlichen Geschicks, nur in dieser unbeendbaren Rivalität von Zweifel und Glaube, von Anfechtung und Gewißheit die Endgültigkeit seines Daseins finden zu dürfen. Vielleicht könnte so gerade der Zweifel, der den einen wie den andern vor der Verschließung im bloß Eigenen bewahrt, zum Ort der Kommunikation werden. Er hindert beide daran, sich völlig in sich selbst zu runden, er bricht den Glaubenden auf den Zweifelnden und den Zweifelnden auf den Glau-

benden hin auf. Für den einen ist er seine Teilhabe am Geschick des Ungläubigen, für den andern die Form, wie der Glaube trotzdem eine Herausforderung an ihn bleibt. Damit haben wir ein erstes, wenn auch mehr negatives Vorergebnis für die Frage nach der Möglichkeit des Glaubens heute gewonnen. Glaube und Unglaube sind nicht so fest in sich verschlossene Welten, wie es fürs erste den Anschein haben mag. Mitten im Unglauben ist der Anruf des Glaubens, dem der Mensch sich niemals gänzlich entziehen kann, anwesend.

Was ist das eigentlich: der Glaube?

Nun bleibt freilich erst noch die positive Frage zu stellen: Was ist das eigentlich: der Glaube? Welche Art von Entscheidung bedeutet er und wie kann sie vollzogen werden? Im Rahmen dieser kurzen Überlegung kann nur noch die Andeutung einer Antwort versucht werden, ein Hinweis auf die Richtung, in der sie zu denken wäre.

Vielleicht kann hier eine kleine geschichtliche Überlegung weiterhelfen. Der Gläubige ist heute nicht selten versucht, ein wenig neidisch auf die vermeintlich so gesegnete Zeit des Mittelalters zu blicken, in der dem Glauben scheinbar anfechtungslos zu bestehen vergönnt war und die Menschen fast ausnahmslos gläubig waren. Aber wer die wirkliche geschichtliche Lage betrachtet, wird ein sehr viel differenzierteres Bild gewinnen, das in einem desillusionieren und trösten kann. Denn in Wahrheit gab es auch damals schon die große Schar der Mitläufer und die verhältnismäßig geringe Zahl der wirklich in die innere Bewegung des Glaubens Eingetretenen. Für viele war der Glaube doch nur ein vorgefundenes System von Lebensformen, durch das für sie das aufregende Abenteuer, welches das Wort Credo, «Ich glaube», eigentlich meint, wenigstens ebenso sehr verdeckt wie eröffnet wurde. Das alles einfach deshalb, weil es zwischen Gott und Mensch eine unendliche Kluft gibt, weil der Mensch so beschaffen ist, daß seine Augen nur das zu sehen vermögen, was Gott nicht ist, und daher Gott der für den Menschen wesentlich Unsichtbare, außerhalb seines Sehfeldes Liegende ist und immer sein wird.

Gott ist wesentlich unsichtbar. Diese Grundaussage biblischen Gottesglaubens im Nein zur Sichtbarkeit der Götter ist zugleich, ja zuerst, eine Aussage über den Menschen. Der Mensch ist das schauende Wesen, dem der Raum seiner Existenz durch den Raum seines Sehens und Greifens abgesteckt scheint. Aber in diesem Raum seines Sehens und Greifens, der den Daseinsort des Menschen bestimmt, kommt Gott nicht vor und wird er nie vorkommen, wie sehr auch immer dieser Raum ausgeweitet werden mag. Ich glaube, es ist wichtig, daß im Prinzip diese Aussage im Alten Testament gegeben ist. Dort ist Gott nicht nur der, der jetzt tatsächlich außerhalb des Sehfeldes liegt, aber so, daß man ihn sehen könnte, wenn es wirklich möglich wäre weiterzugehen. Nein, er ist der, der wesentlich außerhalb davon steht, wie sehr unser Blickfeld auch immer ausgeweitet werden wird.

Die grundlegende Option

Damit aber zeigt sich nun ein erster Umriß der Haltung, die das Wörtchen Credo meint. Es bedeutet, daß der Mensch Sehen, Hören und Greifen nicht als die Totalität des ihn An-

gehenden betrachtet, daß er den Raum seiner Welt nicht mit dem, was er sehen und greifen kann, abgesteckt ansieht, sondern eine zweite Form von Zugang zum Wirklichen sucht, die er eben Glauben nennt, und zwar so, daß er darin sogar die entscheidende Eröffnung seiner Weltsicht überhaupt findet. Wenn es aber so ist, dann schließt das Wörtchen Credo eine grundlegende Option gegenüber der Wirklichkeit als solcher ein. Es meint nicht ein Feststellen von dem und jenem, sondern eine Grundform, sich zum Sein, zur Existenz, zum Eigenen und zum Ganzen des Wirklichen zu verhalten. Es bedeutet die Option, daß das Nichtzusehende, das auf keine Weise ins Blickfeld rücken kann, nicht das Unwirkliche ist, sondern daß im Gegenteil das Nichtzusehende sogar das eigentlich Wirkliche, das alle übrige Wirklichkeit Tragende und Ermöglichende darstellt. Und es bedeutet die Option, daß dieses die Wirklichkeit insgesamt Ermöglichende auch das ist, was dem Menschen wahrhaft menschliche Existenz gewährt, was ihn als Menschen und als Menschlichseidenen möglich macht. Nochmal anders gesagt: Glauben bedeutet die Entscheidung dafür, daß im Innersten der menschlichen Existenz ein Punkt ist, der nicht aus dem Sichtbaren und Greifbaren gespeist und getragen werden kann, sondern an das Nichtzusehende stößt, so daß es ihm berührbar wird und sich als eine Notwendigkeit für seine Existenz erweist.

Die Wende des Seins

Solche Haltung ist freilich nur zu erreichen durch das, was die Sprache der Bibel Umkehr, Bekehrung nennt. Das natürliche Schwergewicht des Menschen treibt ihn zum Sichtbaren, zu dem, was er in die Hand nehmen und als sein Eigen greifen kann. Er muß sich innerlich herumwenden, um zu sehen, wie sehr er sein Eigentlichstes versäumt, indem er sich solchermaßen von seinem natürlichen Schwergewicht ziehen läßt. Er muß sich herumwenden, um zu erkennen, wie blind er ist, wenn er nur dem traut, was seine Augen sehen. Ohne diese Wende der Existenz, ohne die Durchkreuzung des natürlichen Schwergewichts gibt es keinen Glauben. Ja, der Glaube ist die Bekehrung, in der der Mensch entdeckt, daß er einer Illusion folgt, wenn er sich dem Greifbaren allein verschreibt. Dies ist zugleich der tiefste Grund, warum Glaube nicht demonstrierbar ist: Er ist eine Wende des Seins, und nur wer sich wendet, empfängt ihn. Und weil unser Schwergewicht nicht aufhört, uns in eine andere Richtung zu weisen, deshalb bleibt er als Wende täglich neu. Und nur in einer lebenslangen Bekehrung können wir innerwerden, was es heißt, zu sagen: ich glaube.

Prof. Dr. J. Ratzinger, Tübingen

Diese Meditation wird ein Buch einleiten, das im Frühsommer im Kösel-Verlag erscheinen wird unter dem Titel: Einführung in das Christentum, Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis. Der Autor, Joseph Ratzinger, ist Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität Tübingen. Seine ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen waren Bonaventura und Augustinus gewidmet, unserem Thema steht die von ihm zusammen mit H. Fries herausgegebene Söhhngen-Festschrift «Einsicht und Glaube» nahe. Einen weiteren Kreis erreichten seine Konzilsbändchen (Bachem) sowie «Die christliche Brüderlichkeit» und «Vom Sinn des Christseins» (beide bei Kösel). Unmittelbar vor dem Erscheinen steht ein Kommentar zur Offenbarungskonstitution im großen, von ihm mitherausgegebenen Konzilswerk des «Lexikon für Theologie und Kirche».

DIE GLÜCKVERHEISSENDE UND MORDENDE OKTOBER-REVOLUTION

Das Bild eines eigenartigen Jubiläums bot die Fünfzigjahrfeier der russischen Sowjetrevolution. Meist wurden die erschütternden Etappen, wie Bürgerkrieg, Hungersnot, fünfundzwanzig Jahre stalinistischer Herrschaft mit Kollektivierung, erneuter Hungersnot, forcierter Industrialisierung, Terror und Deportationen ganzer Völker, die Annexionen nicht zu vergessen, nur nebenbei, wie am Rand, erwähnt. Länger aber haftete das Gedächtnis bei Chruschtschows Entstalinisierung, um schließlich mit einiger Anerkennung bei der kollektiven Führung unserer Tage zu ver-

weilen. Aus dem besiegten Zarenreich ist die Weltmacht «Sowjetunion» entstanden, die mit den USA um die Herrschaft im Weltenraum ringt. Ist es der Eigenart des menschlichen Gedächtnisses, das das Üble meist vergißt und nur die positiven Ereignisse festhält, zuzuschreiben, daß viele eine fast gerade Entwicklungslinie zu ziehen geneigt scheinen: von dem Fanatiker Wladimir Iljitsch Lenin, vom 7./8. November 1917 bis zu den heutigen unleugbaren Erfolgen der Sowjets? Kann man eine Parallele ziehen zu den Wirren der Französischen Revolution mit dem blutigen

Robespierre, deren Ideen, gereinigt und geläutert, schließlich die ganze Welt erobert haben? Oder muß man von einer restaurativen Tendenzlinie innerhalb der Sowjetunion sprechen, die an die Stelle der Revolution allmählich eine Evolution setzte? Kann oder muß man vielleicht gar sagen, daß die Revolution vor fünfzig Jahren eher ein Hemmnis als ein Durchbruch bei der Gründung Rußlands war? Nur wenige, wie etwa die Neue Zürcher Zeitung, stellen sich überhaupt diese Frage. Und doch scheint sie die wichtigste, die das Jubiläum aufwirft. Robert Hotz ist ihr in einer Sendereihe am Radio Vaticana nachgegangen. Mag ihn, nach eigenem Geständnis, die Absicht, andere zu ergänzen, in eine gewisse Einseitigkeit getrieben haben, erwägenswert bleibt seine Betrachtungsweise, die er in jedem Detail mit Tatsachen belegen kann, auf jeden Fall. Auch wir bringen in der Absicht nachträglicher Ergänzung die beiden letzten Teile dieser Sendereihe.

Die Redaktion

Die Vergewaltigung der Massen — durch Faszination und Terror

«Die Oktoberrevolution wurde von den werktätigen Massen um des Aufbaus eines neuen Lebens willen vollzogen, und deshalb war sie vom Anbeginn schöpferisch, umgestaltend», hatte das Zentralkomiteemitglied Arwid Pelsche anläßlich des 49. Jahrestages der Oktoberrevolution behauptet, und er fuhr fort: «Als die Arbeiterklasse die politische Macht eroberte, ging W. I. Lenin sofort daran, einen Plan für den Aufbau des Sozialismus aufzustellen.»

Diese Sätze sind ein Musterbeispiel einer sogenannten ideologischen Geschichtsschreibung, die – wenn auch meist in einer etwas weniger vereinfachenden Form – selbst von sowjetischen Historikern angewendet werden muß. Einerseits wird die bolschewistische Machtergreifung als das Werk einer kleinen Gruppe von Berufsrevolutionären und ihres eigentlichen Genius Lenin dargestellt, andererseits bezeichnen sie die Oktoberrevolution als die bewußte Tat der werktätigen Massen sowie als den historisch notwendigen Sieg der Arbeiterklasse. Dieser Gegensatz läßt sich nur lösen, wenn man Lenin, die Bolschewiki, das Proletariat und die werktätigen Massen (übrigens ein höchst vager Begriff) miteinander identifiziert. So wird denn in einem kommunistischen Lexikon die Revolution als grundlegende, qualitative Veränderung in der menschlichen Gesellschaft definiert, wobei man von einer sozialistischen Revolution dann sprechen könne, «wenn das Proletariat (mit einer eigenen revolutionären marxistischen Partei) im Bündnis mit der revolutionären Bauernschaft die Massen führt». Wenn man schließlich auch noch 65 % der Bevölkerung «bäuerliche Proletarier» nennt, was Lenin keineswegs versäumte, dann fällt es leicht, die kommunistische Machtergreifung im damaligen Agrarstaat Rußland als «proletarische Revolution» zu deklarieren.

Die Ereignisse sprechen allerdings eine andere Sprache. Die Oktoberrevolution war weder ein Werk der breiten Massen noch des Proletariats (was immer man auch darunter verstehen will), sondern das Werk einer relativ kleinen Gruppe von Berufsrevolutionären, mit Lenin an der Spitze. Und wie schon bei früheren Gelegenheiten, waren die breiten Massen nicht die Initiatoren, sondern nur Medium, das heißt Werkzeug der Revolution.

Wir können in Prof. Rudins psychologischer Untersuchung des Fanatismus nachlesen, daß gerade in der großen Masse das individuelle Verantwortungsbewußtsein reduziert ist, «so daß auf dem niedrigen psychischen Niveau die reflektorischen Mechanismen ohne Kontrolle durchbrechen können». Rudin schreibt: «Große Massen sind darum weit öfters Opfer einer fanatischen Bewegung, eines faszinierenden Redners, eines (Trommlers), als daß sie selbst die Kraft besitzen, fanatische Bewegungen zu organisieren und durchzuhalten. Sie sind willenlose, aber notwendige Werkzeuge fanatischer Führer.» Lenin war ein monotoner Dauerredner, der jedoch eine ungeheure Suggestivkraft zu entwickeln vermochte. Nicht weniger

suggestiv wirkten kommunistische Parolen wie «Raubt das Geraubte». Agitation und Propaganda werden deshalb bis heute in der Sowjetunion groß geschrieben. Nichtsdestoweniger ist es unmöglich, die breiten Massen über lange Zeit in einem Zustand der Erregung und revolutionären Begeisterung zu erhalten. Um die Massen weiterhin in Bewegung zu halten, konnte die Faszination allein auf die Länge nicht genügen. Lenin sah sich mit diesem Problem konfrontiert, und er fand eine Lösung. An die Stelle der Faszination trat mehr und mehr der Terror, der – ursprünglich nur gegen die Konterrevolutionäre gedacht – immer weitere Kreise einschloß, bis er endlich unter Stalin auch den eigentlichen Kern der Revolutionäre, Lenins engste Mitarbeiter, erfaßte und hinwegraffte.

Als Terrorinstrument diente die Geheimpolizei, jene «Männer mit glühendem Herzen, kalter Intelligenz und sauberen Händen», wie sie Tscheka-Chef Felix Dserschinskij charakterisierte, oder, um es in den psychologischen Kategorien Rudins auszudrücken: Fanatiker niedrigster Wertordnung, für die eine völlig unpersönliche Haltung des Befehlsempfangens das eigentliche Lebenselement darstellt. Die Kommunistin Ewgenija Ginzburg hat diesen Fanatikertyp in ihrer Autobiographie «Der Schwindel» bis ins Detail analysiert. Das Programm der Geheimpolizei formulierte Dserschinskij in seiner ersten Ansprache: «Glaubt nicht, daß es mir um formales Recht zu tun ist. Wir brauchen jetzt keine Justiz. Was wir brauchen, ist der Kampf bis aufs Messer. Ich beantrage, ich fordere die Schaffung des revolutionären Schwertes, das alle Konterrevolutionäre vernichten soll» (Georg von Rauch, «Geschichte des bolschewistischen Rußland»). Die Bahn war damit frei für die Männer «mit den sauberen Händen», welche für die Ideale anderer mordeten. Der Begriff «Konterrevolutionär» war hinreichend vage, um in der Hochblüte stalinistischen Terrors über 10 % der russischen Bevölkerung unter dieser Anklage in den Tod, ins Gefängnis, ins Straflager oder zumindest in die Verbannung zu schicken. Der Geheimen Staatspolizei gebührt auch der traurige Ruhm, mit ihren Deportationen die größte Völkerwanderung aller Zeiten in Szene gesetzt zu haben. Es war der damalige Parteisekretär Nikita Chruschtschow, welcher in einer ihm aufgezwungenen Rede vor dem XX. Parteitag im Februar 1956 alle diese Greuel bestätigen mußte. Aber indem man die Hauptschuld auf Stalin abschob, vermochte man die Institution der Geheimpolizei auch in die Ära der Entstalinisierung hinüberzuretten. Die Partei konnte ihr «revolutionäres Schwert» nicht entbehren.

Ewgenij Ewtuschenko jedoch enthüllte die Lüge in seinem trefflichen Gedicht «Die Erben Stalins»:

... Wir haben ihn
 aus dem Mausoleum
 hinausgetragen.
Aber wie kann man aus Stalins Nachfolgern –
 Stalin hinaustragen?
... Manche –
 schimpfen sogar von den Tribünen
 herab auf Stalin
und trauern
 in der Nacht
 den alten Zeiten
 nach.
... Solange es die Nachfolger Stalins auf Erden gibt,
wird es mir scheinen,
 daß Stalin noch im Mausoleum liegt.

Der Begriff des Terrors und des Schreckens hat im Namen *Stalin* ein neues Synonym gefunden. Man muß sich jedoch die Frage stellen, ob diese Identifizierung zu Recht geschieht. Aleksandr Twardowskij gab in seinem Poem «Fernen über

Fernen» eine höchst nuancierte und negative Antwort. Auch Leszek *Kolakowski* kam auf Grund einer philosophischen Analyse zur gleichen Schlußfolgerung. In seiner Abrechnung mit dem «institutionellen Marxismus» betonte er: «Der Stalinismus war kein Fehler, sondern ein System, das Mittel anwandte, die den Grundsätzen seiner Existenz genau entsprechen: Er hat nichts falsch gemacht, denn er handelte erfolgreich und führte im ganzen gesehen nur wenig Maßnahmen erfolglos, also falsch, durch.» Der polnische Philosoph ermangelte nur insofern der Konsequenz, als er nicht anerkennen wollte, daß das System des Terrors und der Diktatur nicht allein dem Stalinismus eignet, sondern ebenso sehr dem Leninismus oder, kurz gesagt, der ganzen Revolution.

Es war Stalin selbst, der in seiner Antwort an Gorkij am 20. Oktober 1917 ganz folgerichtig erklärte: «Die russische Revolution hat nicht wenig Autoritäten gestürzt. Ihre Stärke kommt unter anderem darin zum Ausdruck, daß sie sich nie vor großen Namen gebeugt hat, sie stellte diese in ihren Dienst oder stieß sie in das Nichts hinab, wenn sie nicht bei ihr lernen wollten. Ihrer, der von der Revolution nachher beiseite geworfenen großen Namen, gibt es eine ganze Schar. Plechanow, Kropotkin, Breschkowskaja, Sasulitsch und überhaupt alle jene alten Revolutionäre, an denen nur das bemerkenswert ist, daß sie eben alt sind. ... Die Revolution versteht weder ihre Toten zu bemitleiden, noch sie zu Grabe zu tragen.» Welch prophetische Schau der Revolution! Bis 1940 hätte Stalin seine Liste der gestürzten «alten Revolutionäre» neben vielen andern um die Namen Sinowjew, Kamenew, Bucharin und Trotzki erweitert können, um endlich 1956 nach Berija, Bulganin und Malenkov auch seinen eigenen Namen einzuschreiben, ohne daß – wie der Sturz Chruschtschows zeigt – ein Ende abzusehen wäre. Am fünfzigsten Jahrestag der Oktoberrevolution wurden die Namen dieser Männer, die Jahre, wenn nicht Jahrzehnte sowjetischer Geschichte entscheidend geprägt hatten, kaum oder überhaupt nicht erwähnt. Das bedeutet, daß die heutigen sowjetischen Führer, die weil sie in Worten und Festen den Sieg der Oktoberrevolution preisen, selber nicht mehr zu den grundlegendsten Prinzipien der Revolution, der Gewalt und dem Terror, zu stehen wagen – zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Anders ausgedrückt heißt dies, daß die sowjetischen Führer die bolschewistische Revolution, die sie mit hohen Worten rühmen, selber zu verleugnen beginnen. Die chinesischen Kommunisten haben das schon lange begriffen. In «Renmin Ribao», Peking, 6. September 1963, stand folgender Kommentar: «Die völlige Verleugnung Stalins durch Chruschtschow ... bedeutete im Grunde die Verleugung der proletarischen Diktatur.»

«Eine Revolution währt nicht über fünfzehn Jahre, nämlich die Zeit, die eine Generation am Ruder ist», hatte einst *Ortega y Gasset* gesagt und erläutern beigefügt: «Aber die nächste, unter ihrer Herrschaft erzogene Generation bringt schon andere Ideen, Gesinnungen, Neigungen mit, welche die Atmosphäre des öffentlichen Lebens allmählich verändern.» Auch die sowjetischen Kommunisten vermochten diesem Gesetz der Geschichte nicht zu entrinnen, ein Gesetz, das Stanislaw Jerzy *Lec* in den Aphorismen kleidete: «Jedes Regime wird schließlich zum Ancien régime.»

Doch die Ideen der Oktoberrevolution haben längst die Grenzen der Sowjetunion überschritten und neue Jünger gefunden. So kommt es, daß sich die Erben der Oktoberrevolution heute von den Prinzipien eben dieser Revolution bedroht fühlen müssen. Damit hat die Geschichte selbst bewiesen, daß sich eine Revolution stets in sich selber aufhebt, weil die Gewalt stets nur Gewalt gebiert!

Evolution, nicht Revolution

Boris *Pasternak* läßt den Helden seines Romanes «Dr. Schiwago» zu einem kommunistischen Partisanenführer sprechen:

«Ich gebe zu, daß ihr die Leuchten und die Befreier Rußlands seid, ohne die es in Schmutz und Unwissenheit zugrundegegangen wäre, aber trotzdem geht ihr mich nichts an. Ihr seid mir völlig egal. Ich liebe euch nicht. Schert euch doch alle zum Teufel. Eure Lehrmeister treiben Schindluder mit Sprichwörtern, aber den wichtigsten Spruch haben sie vergessen: (Mit Gewalt erreicht man keine Liebe!) Und so haben sie sich daran gewöhnt, jene zu befreien und zu beglücken, die darum nicht bitten.»

Dieses kleine Zitat vermag vielleicht jenen eine Antwort zu geben, die auch nach fünfzig Jahren sowjetischer Herrschaft noch immer fragen, ob die Oktoberrevolution vielleicht nicht doch gut gewesen sei, nachdem sie doch Rußland zu einer Großmacht emporgehoben hat. Diese Frage enthält eine ganz ungebührliche Vermischung von Mittel und Zweck. Industrialisierung, Ausrottung des Analphabetentums und technische Erfolge, genauso wie die sogenannte «Diktatur des Proletariats» waren gemäß den Theorien der Revolutionäre doch nur Mittel zu dem einen Ziel der Menschheitsbeglückung in einem irdischen Paradies. Von einer Großmachtstellung eines Staates war schon gar keine Rede, denn der Staat sollte ja nach den marxistischen Theorien überhaupt verschwinden! Es gibt nur ein Kriterium zur Bewertung der Oktoberrevolution: Hat sie vermocht, das versprochene Glück zu bringen? Ein kurzer Blick auf die sowjetische Geschichte läßt dies mit Fug und Recht bezweifeln. Nur Kommunisten wagen es noch, zu behaupten, daß das russische Volk dank der Oktoberrevolution glücklicher sei als andere Völker, die eine solche Revolution nicht gekannt haben. Doch sie sind dazu gezwungen, denn sonst erwiese sich nicht allein die Oktoberrevolution, sondern auch ihre eigene Existenz als überflüssig.

Eine andere Frage bleibt damit noch offen: Sind die Erfolge des sowjetischen Staatswesens auf dem Gebiet des Erziehungswesens, der Industrie und Technik sowie der Politik auf das Konto der Oktoberrevolution zu buchen? Die Antwort ergibt sich wieder aus der Geschichte. Dabei ist es unerlässlich, sich die Definition des Begriffs «Revolution» vor Augen zu halten: Revolution ist die gewaltsame Veränderung einer Staatsordnung. Zwei Elemente kennzeichnen dieses Phänomen: erstens die Ablehnung und Vernichtung der alten Ordnung im Namen von etwas Neuem, zweitens die Installation dieses Neuen. Die zweite Phase stellt eine Institutionalisierung der Revolution dar, welche dadurch ihre Dynamik verliert und statisch wird. Im Falle der Sowjetunion erscheint die institutionalisierte Revolution als Diktatur des Proletariats. «Die Diktatur des Proletariats besteht aus den leitenden Weisungen der Partei, samt der Durchführung dieser Weisungen durch die Massenorganisationen des Proletariats, samt ihrer Umsetzung in die Tat durch die Bevölkerung», schrieb Stalin 1926 in «Zu den Fragen des Leninismus». Zu Unrecht polemisierte er dabei gegen Sorin, der ganz offen – und streng logisch – die Diktatur des Proletariats als die Diktatur der Partei kennzeichnete. «Die Partei ist die unmittelbar regierende Avantgarde des Proletariats, sie ist der Führer», hatte schon Lenin gesagt.

Wie in vielen Revolutionen zuvor hatte auch in der Oktoberrevolution nur ein Wechsel in den Führungsschichten stattgefunden, wobei dieser Wechsel allerdings höchst radikal war. Und wie in früheren Revolutionen mündeten die Bestrebungen der neuen Machthaber in eine Konservierung dieser Macht mit allen Mitteln. In seinen Vorlesungen «Über die Grundlagen des Leninismus» hatte Stalin diese Tatsache ausgezeichnet belegt: «Der Staat ist eine Maschine in den Händen der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Widerstandes ihrer Klassengegner. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Diktatur des Proletariats ihrem Wesen nach nichts von der Diktatur jeder andern Klasse, denn der proletarische Staat ist eine Maschine zur Niederhaltung der Bourgeoisie.» Den wesentlichen Unterschied sah Stalin darin, daß der kommunistische

Staat die Diktatur «der ausgebeuteten Mehrheit über die ausbeutende Minderheit» sei.

Doch unbeschadet aller schönen Theorien, mit denen sie ihre Existenz begründeten, ging es den neuen Machthabern nicht primär um das Volkswohl, sondern um ihre Macht – nach innen und nach außen. Deshalb betonte Stalin auch noch 1926

so eifrig, daß das Merkmal der Gewalt in der Diktatur auch während der Periode des Aufbaus des Sozialismus nicht wegfallen könne. «Die Organe der Unterdrückung, die Armee und andere Organisationen sind jetzt, in der Zeit des Aufbaus, nicht minder notwendig als in der Periode des Bürgerkrieges.»
(Schluß folgt) R. Hotz, Lyon

Zur Krise der Autorität in der Kirche

Von einer Autoritätskrise innerhalb der katholischen Kirche redet heute alle Welt. Sie ist zu einem jener Schlagwörter geworden, die der gegenwärtigen Zeit die Tönung des Neuen und Interessanten, des Bedrohlichen oder auch des Erfreulichen geben. Aber auch bei ernstesten Männern der Kirche redet man von ihr. Papst Paul VI. kommt seit zwei Jahren in seinen Generalaudienzen in St. Peter – in denen er, gewissermaßen vertraulich plaudernd, offenbart, was ihn erfreut, bedrängt, beunruhigt – immer wieder auf dieses Thema zu sprechen.

Worauf geht die Krise zurück, welches sind ihre Wurzeln? Die Ansichten gehen hier auseinander. Die einen nennen den Glaubensschwund unserer Tage, die ändern – fast entgegengesetzt – die tiefere Erfassung des Glaubens im mündig gewordenen Laien. Manche beschuldigen die Träger der Autorität, sie hätten ihre Autorität überspitzt, während andere der Meinung sind, sie seien sonderbar kraftlos und setzten ihre Autorität nicht entsprechend ein.

Die Lage ist eine offensichtlich andere als vor etwa hundert Jahren, da die päpstliche Autorität gleichsam den äußersten Grenzfall ihrer Kompetenz im Ersten Vatikanum scharf herausstellte, wobei sie den lebendigen Zusammenhang mit der Gesamtheit der Kirche, deren Spitze sie ist, wohl allzu sehr außer acht ließ. Das hatte auch eine Autoritätskrise zur Folge, die in dem Austritt des großen Gelehrten Döllinger und der Abspaltung der Altkatholiken ihren Ausdruck fand. Jetzt nicht so. Innerhalb der katholischen Kirche rüttelt niemand an den damals definierten Prärogativen des Papstes. Höchstens versucht man sie aus ihrer Isoliertheit zu erlösen und, wie am Zweiten Vatikanum, durch die sogenannte Kollegialität der Bischöfe in- und außerhalb eines Konzils zu ergänzen und in das Ganze des kirchlichen Organismus einzubauen. Hier ist man heute daran, eine Krise zu beenden.

Das Problem der fehlbaren Autorität

Wenn aber heute vom Ausbruch einer Krise geredet wird, ist etwas ganz anderes gemeint. Es handelt sich um jene Entscheidungen und Anweisungen kirchlicher Autoritäten, die keine Unfehlbarkeit beanspruchen. Sie können doppelter Art sein: entweder handelt es sich um ordnende und leitende Gesetze der Kirche oder um Lehrentscheidungen, die das Evangelium, das Gesetz Christi oder auch das Naturgesetz auslegen. Sie beanspruchen keine Unfehlbarkeit, und doch verlangen sie die innere Zustimmung der Gläubigen und ihren Gehorsam. Mit welchem Recht?

Der Beistand des Heiligen Geistes

Prof. Schüller (Frankfurt), der sich in dieser Frage spezialisiert hat und dessen Ausführungen wir in diesem Beitrag im wesentlichen folgen,¹ antwortet: «Die Theologie sagt, auch in seiner (bloß) authentischen Verkündigung spreche das Lehramt aus echter Autorität, sei dabei allerdings nicht unfehlbar. Das will sagen: Das Lehramt spricht unter dem besonderen Beistand des Heiligen Geistes, der ihm von Christus zugesichert ist, folglich aus einer überlegenen Einsicht in das Evangelium und Gesetz Christi, die es in besonderer Weise vor Irrtümern schützt.» Also in der «überlegenen Einsicht», die aus einem besonderen Beistand des Heiligen Geistes kommt, gründet das Recht der kirchlichen Autorität, Vertrauen und Glauben verpflichtend zu verlangen.² Die hin und wieder geäußerte Ansicht, der Beistand des Heiligen Geistes bei der amtlichen Verkündigung bestehe einzig und allein in dem

negativen Verhindern einer falschen «unfehlbaren» Definition in Glaubens- und Sittenfragen, wird also von Schüller nicht geteilt. Unserer Ansicht nach mit vollem Recht, wie eine auch nur flüchtige Erwägung der Realität «Kirche Christi», so wie sie der Stifter vorausgesagt hat, erweisen könnte.

Ist fehlbare Autorität wirkliche Autorität?

Aber damit ist das Problem nicht ausgeräumt, denn es bleibt die Frage: Wie kann ich mich einer Autorität anvertrauen, noch dazu in so wichtigen Fragen, die mein ewiges Heil betreffen und die zutiefst mein Leben gestalten, wenn sie «möglicherweise» in die Irre führt? Und wie kann diese Autorität mein Gewissen verpflichten, wenn das, was sie von mir fordert, «möglicherweise» böse ist? Schüller formuliert spitz: «Ist fehlbare Autorität noch wirkliche Autorität?»

Schüller hilft sich mit einem Vergleich: Er meint, ich vertraue mich auch einem erwiesenermaßen tüchtigen Arzt an, obwohl seine Diagnose und Therapie möglicherweise auch einmal falsch sein kann, denn selbst der tüchtigste Arzt kann einmal irren. Ich vertraue ihm trotzdem, denn «in der Regel» wird er das Richtige treffen und nur im «Ausnahmefall» wird er es verfehlen. Auf seine Fachkenntnis gestützt darf auch der Facharzt Autorität und Vertrauenswürdigkeit beanspruchen. Fehlbare Autorität ist demnach kein Widerspruch in sich.

Freilich, auf die Kirche übertragen, bewirkt diese Deutung bei vielen Gläubigen – und erstaunlicherweise sogar bei Theologen – einen Schock. Dieser Schock bildet den eigentlichen Gegenstand der heutigen Autoritätskrise. Schüller spricht geradezu von einer «geistlichen Pubertät», in die viele geraten sind. Wie Kinder zunächst ihre Eltern in allem, was sie sagen, für unfehlbar halten, dann aber allmählich gewahr werden, daß dem keineswegs so ist, und dadurch in eine Krise geraten können, so auch hier: Man wird der Autorität der Kirche gegenüber mißtrauisch, sucht leidenschaftlich nach «weiteren» Fehlentscheidungen, verliert vielleicht sogar alles Vertrauen, kurz, die Autorität wird erschüttert oder ganz in Frage gestellt.

Selbstbesinnung auf bisherige Fehlhaltungen

Dies gibt Anlaß zu einer Selbstbesinnung. Alles bisher Gesagte ist nämlich, Schüller betont es mit Nachdruck, durchaus nicht neu. Die kirchliche Autorität und die Theologen haben es schon seit langem so gelehrt. Man legte sogar peinlich genaue Maßstäbe an, um eine fehlbare Entscheidung von einer unfehlbaren Glaubensentscheidung abzugrenzen. Von der schwierigen Frage, ob die Kirche über Naturrechtsfragen, die sich nicht aus der Offenbarung – weder direkt noch indirekt – ergeben, unfehlbare Urteile fällen kann, spricht Schüller überhaupt nicht. Ihm kommt es in den genannten Artikeln nur darauf an, die heutige Krise zu klären, die sich aus fehlbaren kirch-

¹ Siehe «Bemerkungen zur authentischen Verkündigung des kirchlichen Lehramtes» in der Vierteljahresschrift «Theologie und Philosophie» 1967 (viertes Heft), Herder-Verlag, Freiburg, und «Die Autorität der Kirche und die Gewissensfreiheit der Gläubigen» in «Der Männerseelsorger», September–Oktober 1966, Fulda.

² Wenn Schüller von «authentischer» Verkündigung spricht, meint er damit die nicht unfehlbare Verkündigung. Er sagt, diese Bezeichnung würde heute von vielen Theologen verwendet.

lichen Entscheidungen ergibt, einerlei aus welchem Grund sie fehlbar sein mögen. Man muß bedenken, daß es sich hier um die große Überzahl kirchlicher Entscheide handelt, denn feierliche Glaubensentscheide fällt die Kirche selten und meist nur in Notsituationen.

Die Besinnung aber zeigt folgendes auf:

Vom «Risiko» der Zustimmung bei authentischen Entscheidungen

Waren nicht die Theologen und die kirchliche Autorität in den letzten Zeiten allzu sehr auf eine Stärkung der Autorität aus, so daß sie deren Gewicht praktisch überbetonten?

Man tat doch so, als käme ein Fehlurteil praktisch eben doch kaum je vor und eine eingehendere Darlegung, wie sich der Gläubige einer solchen Entscheidung gegenüber zu verhalten habe, erübrige sich deshalb. Die Kirche hat gesprochen, fertig Schluß, lautete der praktische Ratschlag. Viele Katholiken haben sich gutgläubig in diese Haltung eingeeübt. Schüller zitiert als Beispiel eine Monographie von F. Gallati über das authentische Lehramt, mit dem Titel «Wenn die Päpste sprechen!» (Wien 1960). Von den 201 Textseiten sind ganze fünf (zusammengezählt) der Frage gewidmet, wie sich der Katholik zu verhalten habe, wenn er feststellt, daß eine authentische Entscheidung irrig ist. Und auf diesen fünf Seiten wird alles eher als eine klare und saubere Position bezogen. Das einschlägige Kapitel ist überschrieben «Erlaubter Entzug der inneren Zustimmung», und in der Ausführung liest man: «Steht aber der Irrtum (des authentischen Lehramtes) fest, hört die Verpflichtung der Zustimmung auf.» Immer ist nur von der «Erlaubtheit», nicht zuzustimmen, die Rede. In Wahrheit wäre aber zu sagen: daß der Katholik in solchem Fall die «strenge Verpflichtung hat, diesen Irrtum abzulehnen», daß er überdies gehalten ist, soweit seine Stellung ihm dies erlaubt, die Autorität über ihren Irrtum aufzuklären.

Es wäre also von allem Anfang an der Gläubige dahin zu belehren, daß authentische Lehramtsverkündigungen, wie auch Ordnungs- und Leitungsanweisungen nur «mit Vorbehalt» angenommen werden dürfen. Im vorhinein sind sie nämlich zwar «wahrscheinlich» richtig, aber ein Irrtum ist immer «möglich». Der Vorbehalt besteht darin, daß, falls sich durchschlagend erweisen ließe, daß der Ausnahmefall eines Irrtums gegeben ist, die Entscheidung abgelehnt, ja bekämpft werden muß. Es ist hier nicht anders als bei jeder menschlichen Autorität. Manche Theologen erlagen hier einem gewissen Kurzschluß. Weil, wie oben gesagt, die authentische Autorität auf einem besonderen Beistand des Heiligen Geistes beruht, glaubten sie in ihr etwas «völlig Einzigartiges und Unvergleichliches» erblicken zu müssen. Sie hatten insofern recht; als es sich hier tatsächlich in der Begründung um ein Charisma handelt, das in dieser Weise einer andern Autorität nicht zur Verfügung steht. Sie hatten aber nicht recht, wenn sie daraus eine Quasi-Unfehlbarkeit ableiteten, wenn anders der Ausdruck «fehlbare» Entscheidung überhaupt einen Sinn haben soll!

Daraus ergibt sich, daß der Gläubige in seiner Zustimmung zur authentischen Lehrentscheidung der kirchlichen Autorität sowie zu ihren Ordnungserlassen immer ein «Risiko» eingeht. Er muß es bewußt auf sich nehmen. Er kann und muß zunächst geneigt sein, die Entscheidung der kirchlichen Autorität als richtig aufzunehmen – trotzdem bleibt immer die Möglichkeit des Irrtums und des Irregeleitetwerdens, und falls sich schlagend erweisen sollte, daß sie eingetreten ist, muß der Gläubige aus derselben Grundhaltung heraus die innere Zustimmung und den Gehorsam verweigern, ja die Entscheidung sogar bekämpfen.

Aus «derselben Grundhaltung», das will sagen: die kirchliche Autorität ist niemals ein Selbstzweck, sie ist Mittel zur Erkenntnis der Offenbarung Gottes und seines Willens. Ein Mittel, das Gott dem Gläubigen gütig gegeben. Aber nichts als ein Mit-

tel. Sie ist also «subsidiär», das heißt sie springt dort ein, wo der einzelne normalerweise versagen und auf sich allein gestellt nicht ausreichen würde. Ihr Zweck ist aber nicht, den Gläubigen das Denken abzunehmen – dem Faulen soll sie keine Eselsbrücke sein. Aber leider haben wir sie vielfach dazu gemacht, natürlich in der besten Absicht. Wir wollten die Einzigartigkeit der Erbarmung Gottes herausstellen, die Geborgenheit in seiner Kirche aufzeigen. Dabei aber haben wir es so weit gebracht, daß wir Mündige entmündigten und Gott zu einem Gefängniswärter machten, ohne es zu bemerken.

Mangelndes Vertrauen in den Heiligen Geist

Aus dieser Verkennung der wahren Rolle authentischer Autorität hat sich ergeben, daß ihre Träger es sich angewöhnt haben, niemals einen Irrtum offen einzugestehen. Man wird zwar gerecht sein und die verschiedene Art der Völker, sich auszudrücken, in Rechnung stellen müssen. Wie gerne beschimpfen wir Tote und klopfen mit theatralischer Geste an ihre – der Toten – Brust. Ich kann es verstehen, wenn andere das ein wenig geschmacklos finden und deren eventuellen Irrtum, nachdem er erwiesen ist, einfach dadurch zurücknehmen, daß sie jetzt das Gegenteil sagen. Fraglich wird die Sache jedoch bei der verblüffenden Behauptung, das habe die Kirche ja immer schon gesagt.

Man kann durchaus, wie John Courtney Murray es am Konzil des öfteren tat, zum Beispiel die Haltung Leos XIII. zur Frage der Religionsfreiheit weithin anerkennen, zugleich auch bemerken, daß ihm in seiner noch sehr paternalistischen Zeit die Sicht (Murray sagt: vielleicht sogar zu Recht!) zu einer Auffassung versperrt war, wie sie schließlich das Zweite Vatikanum gewonnen hat. Aber man kann doch bezweifeln, ob die Einleitung der Erklärung zur Religionsfreiheit im letzten Konzil, die den Anschein einer gradlinigen Entwicklung ohne Bruchstellen (von Leo XIII. und sogar Gregor XIV. bis heute) zu erwecken sucht, durch solche Abschleifung aller Ecken und Kanten nicht eher schadet als nützt. Wenn man nur begreifen wollte: es ist ein Wert und nicht eine schmäbliche Blöße, daß die Kirche zumeist nur fehlbare Urteile fällt und fällen kann. Diesen Wert aus falscher Scham zu verhüllen, kann sehr gefährliche Prüderie sein. Einmal erfahren die Gläubigen es doch. Und dann wird mangelndes Vertrauen von seiten der Autorität mit gleicher Münze von seiten der Gläubigen zurückgezahlt.

Man kann diesen Mangel an Offenheit wohl auch (mit Schüller) umgekehrt als eine Folge der Versuchung betrachten, in den Untergebenen nur Menschen zu sehen, die, vorwiegend von Eigennutz bewegt, nur durch Gesetze, Verordnungen, Strafandrohungen und (möchten wir hinzufügen) klare Entscheidungen in Glaubensfragen zu einem geordneten Leben in der Gemeinschaft angehalten werden können. Doch damit gäbe man zu verstehen, daß man kein Zutrauen zur Wirkkraft des Heiligen Geistes hätte, der auch den Gläubigen gegeben ist, damit sie wachsen an Erkenntnis und jeglichem Verstehen, damit sie lernen, selber zu beurteilen, worauf es ankommt (vgl. Phil 1,9ff.; Röm 12,2).

Amtlich fordern müssen, bedeutet eine Demütigung

Doch damit sind wir zu einem weiteren Punkt der Betrachtung gelangt: Schüller merkt an, daß es noch keine (wissenschaftliche) Untersuchung darüber gebe, wie oft es vorkomme, daß ein authentisches Lehrurteil der Kirche sich nachträglich als irrig erweist. Gewiß, die allgemeine Regel soll nicht angezweifelt werden, daß es sich um Ausnahmen handelt «im Vergleich zum Regelfall». Aber die Seltenheit kann größer oder geringer sein. Im vorhinein läßt sich in dieser Frage keine feste Grenze angeben. Nur die Geschichte kann es erweisen. Schüller meint, die Tatsachen legten «zumindest die vorsichtige Vermutung nahe», daß irriige Entscheidungen des authentischen Lehramtes wohl nicht gar so selten vorgekommen seien.

Das Zweite Vatikanische Konzil war hier lehrreich: wie mancher Theologe, dessen Veröffentlichungen vor einigen Jahrzehnten mit kirchlichen

Zensuren belegt wurden, fand sich hier plötzlich feierlich bestätigt. Man denke an den schon genannten Jesuiten John Courtney Murray in der Frage der Religionsfreiheit, an *Doms* in der Auffassung von der Ehe, an *Henri de Lubac* und *Congar*, an den großen *Newman*, dessen Auffassungen über Geschichte und Dogmenentwicklung ihn einst fast zum Häretiker stempelten, während er jetzt geradezu der geistige Vater des ganzen Konzilsdenkens war, von dem Wandel in der Beurteilung der wissenschaftlichen Exegese ganz zu schweigen. Man wird auch zugeben müssen, daß solche Irrtümer sich manchmal lange Zeit halten können. Schüller zitiert die Untersuchungen von *Peter Browe* über die Fehlhaltung vieler Moraltheologen in der Frage, ob es erlaubt sei, Knaben zur Erhaltung hoher Stimmen zu entmannen. Immerhin sangen drei Jahrhunderte hindurch (unter 32 Päpsten) Kastraten – in der Sixtinischen Kapelle. Diese geduldete Praxis machten Moraltheologen zu einem Beweis für ihre Erlaubtheit. Ähnlich argumentierten die Gegner der Religionsfreiheit mit einer «langen Reihe» von päpstlichen Entscheidungen, die sich gegen die Religionsfreiheit ausgesprochen haben. Umsonst. Und wieder ähnlich wollten einige aus den Katechismen längerer Zeitabschnitte die Theorie von zwei Quellen der Offenbarung «peremptorisch» beweisen. Ich sage nicht, daß solche Tatsachen die Möglichkeit eines Irrtums nicht verringern. Als durchschlagenden Beweis hat das Konzil auch sie nicht rundweg anerkannt. Das alles wirft ein Licht auf die heute so viel umstrittene Frage des Gebrauchs antikonzepzioneller Mittel, die erlebnismäßig den heutigen Menschen am unmittelbarsten vital trifft und damit zum neuralgischen Punkt wird für die Krise der authentischen Autorität.³

Vielleicht kann man sagen: die Geschichte der Fehlentscheidungen mahnt die Träger der Autorität zum sparsamen Gebrauch von Lehrentscheidungen und sogar von Verordnungen, Gesetzen über das strikt Notwendige hinaus. Nur scheinbar ist der Weg peinlichst von oben in allen Einzelheiten geregelter Lebensführung und der «fertigen» Antworten auf jegliche Glaubensfrage auch der beste Weg zur größeren Gottesnähe, zum lebendigeren Glauben und zur «vollen Menschenreife, zum Vollmaß des Alters Christi» (Eph 4,13). Freilich wird damit den kirchlichen Autoritätsträgern eine nicht geringe Last auferlegt. Denn selbst bei sparsamem Gebrauch authentischer Entscheidungen und bei größerer Umsicht und aufmerksamem Hinhören auf die theologischen Meinungen und den

Glauben der Gesamtkirche, der letztlich der eigentliche Träger der Verheißung Christi ist, als dies vielleicht bisher üblich war (das Konzil hat hier höchst löbliche Vorsätze formuliert), bleiben authentische Entscheidungen, die in einem gewissen Ausmaß immer notwendig sein werden, der Möglichkeit, Fehlurteile zu sein, ausgesetzt. Hans Urs von *Balthasar* spricht einmal von der «Demütigung», zu der die Amtsträger ausersehen seien, «amtlich fordern zu müssen», denn sonst könnten sie als Sünder den Gefahren nicht entgehen, «geistliche mit weltlicher Gewalt zu verwechseln, die erste durch die zweite zu unterstreichen, zu „repräsentieren“, zu mißbrauchen».⁴ Ich möchte glauben, daß heute tatsächlich viele Bischöfe das Amt, fordern und entscheiden zu müssen, als ihnen von Gott auferlegte Demütigung empfinden. Es liegt darin eines der hoffnungsvollsten Symptome der gegenwärtigen Autoritätskrise, das oft nur zu sehr übersehen wird.

Die Hochblüte des Dilettantismus

Damit sind nur einige wichtige Aspekte der heutigen Autoritätskrise genannt; das Problem in seiner ganzen Vielfalt und auch Tiefe auszuleuchten, würde weit mehr als einen Kommentar erfordern. Doch ein Punkt muß ohne Zweifel noch erwähnt werden, damit es nicht scheine, als seien nur bei den Trägern der Autorität durch die neue Akzentsetzung Wünsche zu veränderter Haltung anzumelden. Auch die Untergebenen müßten sich sehr weitgehend umstellen. Schüller schreibt, das neue Klima der Freiheit, das der Besinnung auf die rechte Bedeutung der Autorität am Konzil gefolgt sei, habe zunächst, «wie zu erwarten stand», eine «Hochblüte des Dilettantismus» gezeitigt. Unter allen möglichen Parolen, wie Mündigkeit der Laien, Mitsprache in Glaubens- und Sittenfragen, glaubten nun viele, sie müßten bei jedem auftauchenden akuten Problem eine eigenständige Meinung haben, auch dann, wenn sie von der Sache wenig oder nichts verstehen. Sie übersehen dabei, daß größere Freiheit erkaufte sein will. Sie kostet etwas. Der Preis heißt: größere Verantwortung. Größere Verantwortung verlangt Sachkenntnis und sittliche Reife, das heißt Maß und Zucht, jene vierte, anscheinend bescheidenste und doch krönende Kardinaltugend, die den Menschen «schön» macht, indem sie den Glanz des geordneten Wahren und Guten aus ihm hervorleuchten läßt.⁵ Wir werden zugeben müssen, daß wir im allgemeinen von diesem Glanz heute weiter entfernt zu sein scheinen als manche andere Zeiten. Trotzdem sind wir unerbittlich vor diese Forderung gestellt, wenn die Krise der Autorität nicht ausarten soll zur unverantwortlichen Zuchtlosigkeit und Zersetzung, sondern im Gegenteil zur Entscheidung in ein tiefer gelebtes Christsein werden soll. Solche Stunden der Krise, das muß gegen alle jene gesagt werden, die erschreckt und verwirrt alles beim Gewohnten lassen wollen, mit dem es trotz der Unvollkommenheiten, die es an sich gehabt haben mag, schließlich doch auch ging, solche Stunden können wir uns nicht nach Belieben aussuchen, sie kommen über uns, ohne unser Zutun, auf einmal sind sie da, wie der Dieb in der Nacht, und glücklich der, der in ihnen das Kommen des Herrn erkennt und sich an ihm nicht ärgert.

Mario von Galli

Eingesandte Schriften

Rahner Karl | Görres Albert: Der Leib und das Heil. Probleme der Praktischen Theologie, Band IV. Festgabe zum 60. Geburtstag von Weihbischof J. M. Reuß, herausgegeben von L. M. Weber und A. Görres. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1967.

Régamey OP: Gewaltlosigkeit. Herold-Verlag, Wien 1966. 260 S., Leinen.
Religionsfreiheit. Ein Problem für Staat und Kirche. Beiträge von K. Rahner, Maier, Mann, Schmaus. Theologische Fragen heute, Band IX. 137 S., kart. DM 5,80.

Riedlinger Helmut: Geschichtlichkeit und Vollendung des Wissens Christi, Herder-Verlag, Freiburg 1966. 159 S.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) – Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz – Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

a) *Ganzes Jahr:* sFr. 17.- / DM 18.- / öS 100.- / bFr. 210.- / dän.Kr. 28.- / FF 20.- / Lire 2500.- / US\$ 4,50

b) *Halbes Jahr:* sFr. 9.- / DM 9,50 / öS 60.- / bFr. 110.- / dän.Kr. 15.- / FF 11.- / Lire 1300.-

c) *Gönner:* sFr. 22.- / DM 23.- / usw.

d) *Studenten:* jährlich sFr. 10.- / DM 10.- / öS 70.- / bFr. 120.- / dän.Kr. 16.- / FF 12.- / Lire 1400.-

e) *Einzelnummer:* sFr. 1.- / DM 1.- / öS 6.- / bFr. 12.- / dän.Kr. 1,60 / FF 1,20 / Lire 140.-